

Dan Turèll

*Tradition ist eine flauere Entschuldigung dafür,
ewig die gleichen Dummheiten zu wiederholen*

Da ich über so einige Erlebnisse in Dänemark geschrieben habe, will ich auch wenigstens eine Kostprobe aus der modernen dänischen Literatur geben, auch wenn die Skandinavistik nicht mein Gebiet ist. Es geht um einen Autor, der nicht vielen Lesern in Deutschland bekannt sein dürfte.

Dan Turèll wurde 1946 in Kopenhagen geboren und starb auch dort an Krebs 1993. Im Ausland wurde er vor allem als Kriminalschriftsteller bekannt, dessen Krimis auch alle in verschiedene Sprachen übersetzt wurden. Mir gefallen seine zahlreichen (oder besser zahllosen) Kurzgeschichten und Essays besser. Sie spielen fast alle in der Gegend Kopenhagens, die „Onkel Danny“, wie er in Dänemark genannt wurde, am meisten ans Herz gewachsen war, besonders der Stadtteil Vesterbro, insbesondere die Istedgade, die direkt vom Hauptbahnhof Richtung Westen führt.

Das mag Leser überraschen, die diese Gegend kennen. Die Istedgade (Istedstrasse) ist die sündige Meile der Stadt; Prostituierte, Wohnungslose, Süchtige, Bettler, Pornoshops und Kellerkneipen bestimmen das Bild. Turèll war ursprünglich Journalist mit starkem sozialen Engagement. Seine Stärke, Empathie für die Schwachen und Ausgestossenen auszudrücken, sprach viele Leser an und er wurde in Dänemark eine soziale Instanz und Berühmtheit.

Einmal ist seine Sprache cool und immer mit einem Schuss Ironie oder gar Sarkasmus. Das spiegelt sich auch in der folgenden Kurzgeschichte wider, die m.W. bisher nicht übersetzt wurde.

Dein kurzes Leben

Es ist Freitag Nachmittag – der vergangene Freitag, der unwiederbringlich letzte im Februar 1990.

Es gibt ein paar Angelegenheiten, die geordnet werden sollen – *geordnet werden sollen!* Zu allererst muss ich zur Bank und – so weit wie möglich – den konstant unsicheren Kontostand wieder in Ordnung bringen.

In der Bank treffe ich – nicht sonderlich merkwürdig – eine(n) meiner Nachbar (innen).

Wir lächeln – auch nicht ungewöhnlich – uns an, grüssen und wechseln ein paar Worte.

Als der Kontostand mittelfristig – und absolut nur mittelfristig – wieder hergestellt ist, gehe ich zum Postgebäude um die Miete einzuzahlen, die Ausgabe, die immer und uneingeschränkt die absolut höchste Priorität gehabt hat, seitdem der Cro-Magnon-Mensch mit kritischem Blick aus seiner Eigentumshöhle gekrochen ist.

Wen sehe ich da an Wald und Strand? Meine Nachbarin, zwei Plätze vor mir in der Reihe.
Diesmal lächeln wir nur.

Aber als wir uns zehn Minuten später beim selben Kaufmann treffen, grinsen wir wie blöd.

Herr bewahre uns, die Anzahl der Banalitäten ist Legion. Die Welt ist bekanntlich klein und
Frederiksberg Centrum ist noch ein ganzes Stück kleiner, aber trotzdem...

Plötzlich muss ich an einen alten Refrain denken, wahrscheinlich von Poul Henningsen:

In deinem kurzen Leben
ist jede Stunde teuer

Nicht einmal ein Vers, der mich besonders anspricht – aber trotzdem, er hat eine klare
Botschaft an solch einem Freitag Nachmittag.

In deinem kurzen Leben
ist jede Stunde teuer...
du vergisst doch wohl nicht, dass die Jahre vergehen

Und dann sprechen wir halt über dieses Gefühl. Wir werden uns schnell einig darüber, dass
es so unglaublich viel von unserem Leben ausmacht, ausgemacht hat, und unabwendbar
ausmachen wird, eben das, was wir heute gemacht haben. Zur Bank laufen, zur Post gehen,
zum Kaufmann rennen.

Und natürlich all das andere ebenso interessante: Telefongespräche mit „falsche
Nummer“ annehmen (in mehr als einer Hinsicht, wenn Sie verstehen...), den Gasableser
und Stromableser reinlassen, schwachsinnige Supermarktreklamen in den Container werfen,
Anfragen beantworten, die für uns mehr als überflüssig waren...Die Liste ist unendlich lang.

Die Liste all der dummen, irritierenden, völlig gleichgültigen Anliegen, mit denen wir
rumrennen um sie auszuführen, genau wie die weissen Mäuse in ihrem Bauer im Tivoli in
ihrem Karussell immer rund und rund und rund rennen – anscheinend bis zum Herzinfarkt.

Von der Bank zur Post, von der Post zur Bank, zu den Schubladen und wieder zurück.

Oh my god! Wann ist das so geworden? Vater und Mutter setzen eine süsse Tochter in die
Welt, in manchen (möglicher Weise selteneren) Fällen auch einen grossartigen Sohn. Und
ganz wenige Jahre später – gemessen am Flügelschlag der Geschichte – haben wir ein paar
Exemplare jener menschlichen Gattung, die nichts grossartig anderes tun, als per Automatik
von uns zu fordern, uns mit Pflichten zu beschäftigen, die von einer höheren Vorsehung
gefordert werden.

Selbstangabe¹, Versicherungspapiere, Kraftfahrzeugsteuer, Girokarte, Stromverbrauch,
Zwangslizenz, todbringende Routinen...

¹Die Selbstangabe ist das Formular des dänischen Steuersystems, in dem man sein voraussichtliches Einkommen für
das nächste Jahr angibt.

Mit einem mal klingt das ganze Dasein wie der Laut, den die (übrigens unbegreiflich fleissige) Dame unten im Postamt macht, wenn sie pflichtschuldigst (auch sie!) die Stapel der Giropapiere abstempelt: bam! bam! bam! bam! bam...

Oder wie einer meiner Lieblingsdichter, T. S. Eliot einmal sagte, mit der ebenso brennend sarkastischen wie tief melancholischen Linie aus *The Love Song of J. Alfred Prufrock*, 1917:

I have measured out my life with coffee spoons...

„Ich habe mein Leben mit Teelöffeln ausgemessen.“

Nach einer diskreteren Verzweiflung muss man lange suchen.

Es endete damit, nachdem wir uns so lange unterhalten hatten, „natürlich“ werden die, die mich und meine Nachbarin kennen, sagen, wir gingen in eine Kneipe und jeder bestellte ein Bier, während draussen die Schatten länger wurden.

Einfach ein Freitag Nachmittag – eben einer dieser Art. Aber was zum Teufel – wenn man sein Leben in London mit Teelöffeln ausmessen kann, dann kann man das in Frederiksberg ja wohl auch mit ein paar Bieren machen.

In seinem kurzen Leben.

Lasst uns zumindest der Katastrophe mit ordentlich geknotetem Schlips begegnen

Depri-Tag

Höchstwahrscheinlich finden sich Tausende verschiedener Formen von Depression, und sehr gut vorstellbar hat eine Reihe von autoritativen Psychiatern diese Formen schon lange systematisiert und rubriziert.

Falls es denen überhaupt, um damit zu beginnen, möglich war, sich darüber einig zu werden, was genau sie unter einer *Depression* verstehen.

Persönlich neige ich dazu, nur eine einzige Form anzuerkennen: die Unerklärliche. Die, die so rätselhaft ist, dass sie fast schon wieder attraktiv wirkt.

Was deren Gegensatz nicht kann, die, die sich um etwas handelt. Der Mensch, der deprimiert ist weil – z.B. - einem gekündigt wurde, die/der Geliebte weggelaufen ist, man gepfändet wurde, der ist nicht deprimiert, sondern nur traurig oder auch verärgert – und

weiss in der Regel auch genau warum. Das ist verständlich und menschlich und ist klar wie frische Brühe, nur merkwürdig ist es nicht.

Die unerklärliche Depression dagegen, kann einen regelrecht mit Ehrfurcht erfüllen.

Sagen wir mal, man geht abends ins Bett, nach einem Tag voller munterer Tätigkeit auf Erden, vielleicht sogar mit abschliessender Tätigkeit im Bett, alles wirkt in Ordnung – und dann am nächsten Morgen ist sie da, die Depression. Man kann sie da stehen sehen und rundum in der ganzen Wohnung warten, sobald man die Augen öffnet. *Good morning blues, how do you do?*

Das ist ein Depri-Tag. Die basale Depri, die, die sich gegen alles richtet, die sich deiner bemächtigt und deine Hülle übernimmt und das Universum schwarz anmalt durch deine eigenen Augen.

Man kann mit ihr argumentieren, wenn man Lust dazu hat; aber das führt absolut zu nichts. Jede saubere Analyse wird zeigen, dass man noch dieselbe Frau hat, dieselbe Arbeit, Wohnung, Probleme, Ansichten, genauso wie gestern – das hilft nur nicht. Überhaupt hilft keine Vernunft.

Es gibt nicht einmal die frech verleitende Möglichkeit, sich an jemandem auszulassen. Man kann eine Depression nicht durch einen Wutanfall abreagieren oder abladen – letzteres ist ja im allgemeinen nicht schwer. Wenn man ein Gentleman ist und als solcher nicht zu den Typen gehört, die ihre Wut an ihrer Frau auslassen, an der Katze, den Kollegen, Kaufmann oder Kellner, hat man immer noch die Möglichkeit, die Blumenvase zu zerschmettern, die man schon lange hasst oder seine unbeliebte Post in Stücke zu reissen. Raserei findet fast immer einen organischen Ausdruck.

Leider gilt das nicht bei einer Depression. Ich habe oft, in Überdosis, davon reden hören, dass Humor ein empfehlenswertes Gegengift sei. Und das hört sich ja in der Theorie gut an, aber nie habe ich in der Praxis erlebt, dass ein Marx-Brothers-Film eine Depression kuriert hätte. Eher im Gegenteil wird der Deprimierte, selbst wenn er sein ganzes Leben ein treuer Liebhaber der Marx-Brother-Filme gewesen ist, eher dazu tendieren, sich zu fragen, ob diese Brüder im Grunde nicht ziemlich überbewertet waren und die Zeit dieses flachen Blödsinns nicht längst vorbei ist.

Was vielleicht daran liegt, dass die Depression von ihrer Natur her inaktiv ist. Wenn sie, wie manche Formen von gefühlsmässigen Regungen jemanden einmal dazu bringen würde – was auch immer – staubsaugen, Wäsche waschen, Giroeinbezahlung – dann wär's doch erledigt. Tatsache jedoch ist, dass – *trivia trumerum* – das viele tun bei einer Spitzenbelastung des Nervensystems. Ich werde nie das Mädchen vergessen, das mir einmal erzählte, wie sie die Nachricht vom unerwarteten Tod ihrer Mutter bekam. Erst wurde ihr schwarz vor Augen, sagte sie, und klappte fast zusammen. Dann weinte sie eine Viertelstunde lang. Und dann – räumte sie auf, wusch und reinigte gründlich ihre ganze Küche.

Aber die unerklärliche Depression wird unwillkürlich fragen: „Was soll das denn nützen?“ und das wird sie zu allem sagen, genauso unverändert wie zum geistlichen Hinweis zu „Gottvaters Hand“.

Der ist absurd, dieser Zustand, aber es gibt ihn halt, wie so viele andere Absurditäten. Vielleicht ist er verwandt mit dem Zustand bei einem „Kater“. Die Organismen haben – physisch und/oder psychisch – so viele Abfallstoffe gesammelt, dass die ausgeschieden werden müssen. Wahrscheinlich sammeln die sich im Körper irgendwie auf die gleiche Weise an wie die Asbestpartikel in der Luft und verdichten sich dann zu den sogenannten Depri-Tagen.

Aus dieser Theorie folgt, wie Sie verstehen werden, dass ich der Depression eine positive, reinigende, stärkende, wieder aufbauende Wirkung zuschreibe. Teils deshalb natürlich, weil man das Beste denken sollte, nicht nur über seine Mitmenschen, sondern auch über jeden möglichen menschlichen Gemütszustand. Teilweise deshalb, weil es sonst total deprimierend ist, in jenem Zustand zu sein.